
Stille - größer als der Sturm

Szenische Lesung über Julius Bissier verlangt hohe Konzentration vom Publikum

Von Tom Thelen

Die paradoxe Aussage „Aber die Stille ist größer als der Sturm“ betitelte eine szenische Lesung im Kunstmuseum. Visuell beeindruckend wurden darin geistesgeschichtliche und kunstphilosophische Quellen und Zeugnisse rund um das Schaffen von Julius Bissier vorgestellt.

Direkt vor der Tuschezeichnung „Gebend und empfangend“ von 1938 steht eine kleine Bühne, deren Boden in der Farbe der Leinwand gehalten ist. Und mittels feinen dunklen Quarzsandes ist der Rezitator Stefan M. H. Weiss in der Lage, darauf zu „malen“. So gelingt es, den künstlerischen Schaffensprozess anzudeuten, der zwischen der leeren Leinwand und dem fertigen Bild liegt. Hinter einer Stellwand trägt Cellistin Ulrike Wesely

improvisierte Musik dazu bei. Dieses gelungene Bühnenbild dient als Schauplatz, auf dem der junge Schauspieler dann die schwierige Aufgabe hat, die philosophischen und kunsttheoretischen Diskurse, die den Maler zeitlebens beschäftigt haben, aufeinander prallen zu lassen.

Material, das dem Zuhörer

Denkbewegungen über den Status des Bildes

einiges an Konzentration abverlangt. Altdeutsche Mystik von Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse trifft auf alte ostasiatische Philosophie und später auf theoretische Einsichten des Existentialisten Martin Heidegger aus dem 20. Jahrhundert. Zunächst befremdet die „Dramatisierung“ der theoretischen Texte durch den Darsteller etwas, doch bald wird klar, dass

diese durch die Brille des um Reflexion schwer ringenden Künstlers gelesen werden.

So folgt der Zuschauer angeregt den Denkbewegungen und den Auseinandersetzungen, die sich über Jahrhunderte um den Status des Bildes und des Künstlers drehten. Auf den Punkt gebracht: „Wo liegt die Metaphysik der Bildgestaltung?“ Ein Wort noch zum Programmzettel des Museums: Wenn man schon Bilder Bissiers darauf zeigen will, dann sollte man doch darauf achten, dass die Reproduktionsqualität wenigstens über diejenige einer dritten Fotokopie hinausgeht.

Im Gegensatz zu dieser interessanten diskursiven Montage von Quellen und durchaus schwierigen Texten, die wohl leider nur einmalig zu sehen war, hat der Maler das nicht verdient.

WAZ, 02.09.2008